

HEYNE <

Der Autor

Heinz Sobota wird 1944 als Sohn eines Bankangestellten geboren. Mit kleineren Diebstählen beginnt er seine kriminelle Karriere, versucht seinen Vater umzubringen, wird wegen Raubes verurteilt und in eine Strafanstalt eingewiesen. Im Wiener Milieu ist er als Zuhälter und Gewalttäter bekannt. Sein Roman *Der Minus-Mann* entsteht in etwa sieben Wochen, während der Haft Sobotas in einem Marseiller Gefängnis. Heinz Sobota lebt in München.

HEINZ SOBOTA

DER MINUS-MANN

Ein Roman-Bericht

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

40. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe

Copyright © 1978 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Copyright © 1980 by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlagillustration: Antonio Mo, Getty Images

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Herstellung: Helga Schörnig

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-01111-3

www.heyne.de

Dieses Buch widme ich mir selbst

*Wenn einer nicht den Mut hat,
seine Mutter zu ficken,
sollte er wenigstens seinen Vater
erschlagen.*

Mit fünf Jahren, 1949

Das Gesicht des Vaters ist hart und kantig. Hänge, verschneit, hinter dem Zugfenster. Verhüllte Bergspitzen. Mutter sitzt still. In ihrem Gesicht ist nicht viel.

Ich bin das einzige Kind. Wir sind eingeladen, bei Bekannten, im Nachbarort. Da gibt es ein Mädchen, Monika, ebenso alt wie ich. Sie mag ich. Andere Mädchen kann ich nicht ausstehen. Sind betulich und riechen nach Seife und Furcht.

Vor einigen Tagen war sie mit den Eltern bei uns. Ich habe ihr versprochen, heute werden wir einen Schneemann bauen.

Der Zug hält. Wir sind angekommen. Sie erwarten uns. Monika ist klein, pummelig. Ihre Mutter resolut und gelbhaarig. Der Vater dahinter, schwächling.

Wir laufen vor den Erwachsenen her. Ich werfe sie in den Schnee. Sie hält mich an den Beinen fest. Wir purzeln übereinander. Ich ziehe sie an den Haaren hoch. Sie schreit. Ihre Mutter lacht. Vor dem Haus dehnt sich eine glatte Schneefläche. Die Eltern gehen ins Haus.

Monika rollt schon eine Schneekugel. An einem anderen Fleck, weitab, beginne ich dasselbe. Nach einigem Hantieren sind meine Finger klamm und rot. Meine Fäustlinge sind weg. Ach ja, ich habe sie meiner Mutter gegeben.

»Ich hole mir meine Handschuhe«, sage ich. Sie nickt, budelt weiter. Vor dem Eingang stampfe ich mir den Schnee von den Schuhen. Da kommen meine Mutter und Monikas Vater aus dem Haus. »Wo sind meine Fäustlinge?« sage ich. Mutter reibt

meine Hände. »Im ersten Stock, im Zimmer neben der Treppe, dein Schal liegt daneben, binde ihn um«, sagt sie, »der Onkel und ich gehen zur Großmutter.« Sie deutet auf ein geducktes Haus jenseits der Schneefläche. Der Mann und sie gehen miteinander redend davon. Ich drücke die große, schmiedeeiserne Türklinke auf und gehe zur Treppe. Ein dicker Teppich schluckt das Geräusch meiner Schritte. Im Stockwerk steuere ich auf die Tür neben dem Treppenende zu. Ich vergesse anzuklopfen. Ich öffne. Die Türe ist schwer, schwingt aber lautlos in den Angeln. Noch in der Bewegung sehe ich die Frau und meinen Vater auf dem Bett, seitlich an der Wand des Zimmers. Sie bemerken mich nicht, vielleicht auch, weil ein großer Kasten vorsteht und ich die Türe bis auf einen Spalt schließe. Ich schaue. Der Mann zwischen den Beinen der Frau ist mein Vater. Er hat keine Hose an und drückt sein Gesicht gegen die Frau. Die Frau ist Monikas Mutter. Das gelbe Haar liegt über die Polster gebreitet. Sie stöhnt und hat das Kleid bis über den Bauch hochgeschoben, darunter ist sie nackt. Mein Vater bewegt sich zwischen ihren gespreizten Beinen auf und nieder. Jetzt werden ihre Bewegungen heftiger und wilder. Dann stöhnt mein Vater, die Frau schreit auf und wirft die Beine um meinen Vater ...

Was tun die beiden? Ich habe die Tür langsam zugemacht, jetzt drücke ich sie geräuschlos ins Schloss. Das Stöhnen habe ich in den Ohren, das Bild vor Augen. Ich gehe zur Treppe, bleibe dort stehen, das Gesicht gegen die Wandtäfelung gedrückt. Plötzlich denke ich an Mutter.

Er hat doch eine Frau, wozu braucht er die gelbhaarige Frau zu umarmen und zu küssen? Er hat sie umarmt, ich habe es gesehen. Hose hat er auch keine angehabt, und die Frau war auch halbnackt. Etwas sträubt sich in mir gegen das Geschehene – Wellen von Abwehr und Ekel laufen über mich hin. – Ich

muss zu Mutter. Dann laufe ich die Treppe hinunter und aus dem Haus.

Monika wirft mir Schnee nach. Sie ruft mir etwas zu, aber in meinen Ohren braust es. Ich kann nichts verstehen. Ich laufe über das Schneefeld zu dem kleinen Haus. Auf den Stufen zögere ich und setze mich, vielleicht ist es besser zu warten, bis meine Mutter kommt.

Eine unerklärliche Scheu lässt mich das Haus nicht betreten ... was ich gesehen habe ... undeutlich weiß ich, dass es gegen die Mutter gerichtet ist. Oft schon hat Mutter, wenn Vater auf Reisen war, zu mir gesagt: »Jetzt bist du der Mann im Haus, du wirst mich schon beschützen.« Ich wurde ganz stolz und aufgeregt. Lange lag ich wach und versuchte die Angst zu überwinden, wenn im Dunkeln der alte Schrank knarrte oder in Föhn Nächten Dachlawinen zu Boden donnerten. Jetzt hier auf den Stufen denke ich nach – und plötzlich erscheint mir Mutter sehr schutzlos. Wenn ich an Vater denke, gärt es in mir und ich möchte wegschauen. Gehörte er noch zu uns ... zu uns? Ich weiß es doch nicht. Aber irgendwie erscheint es mir, als wäre er aus einem Zimmer gegangen, in dem wir drei waren, und hat eine Türe geschlossen – und in der Wand, wo die Türe war, ist nichts mehr, was auf eine vorhanden gewesene Öffnung hinweist. Sie – Vater und Mutter – sind doch eine Einheit, und das ist jetzt nicht mehr sicher. Es war doch so selbstverständlich, dass sie zusammengehörten ... es störte mich auch nicht allzu sehr, dass Vater oft verreist war – wenn er nach Hause kam, erzählte er von Wäldern und den Feinden an irgendeiner verschwommenen Grenze, den Russen und wie er gegen sie kämpfte. Er hat im Rucksack einen Hammer, und mit dem hämmert er sein Zeichen in die Baumstämme. Er muss viele Baumstämme anschauen, und die gesunden sucht er aus. Da-

raus werden dann Eisenbahnschwellen gemacht. Vater – er ist da und ich kann ihn nicht fortschicken, obwohl ich das jetzt gerne möchte – aber wenn ich groß bin, werde ich es tun, wenn ich groß bin – wie Männer eben groß sind, oder noch besser, ein Stückchen größer und reich. So reich wie Vaters Chef, der dicke Mann mit den kleinen, harten Augen und dem großen, neuen Auto, in dem mir schlecht geworden ist, als er Mutter und mich einmal ein kurzes Stück mitnahm. Ja, wenn ich groß bin, dann werde ich ihn wegschicken, und Mutter bleibt bei mir. An Vater zu denken ist unangenehm. Warum ist es so unangenehm? Die Frau da und die Bewegungen, dann vermeine ich die Laute wieder zu hören ...

Ich sitze und schaue zu Monika, die versucht hat, einen Schneemann zu bauen. Sie trägt eine Schneekugel, den Kopf, dann lässt sie sie fallen und die Kugel zerbricht. Sie dreht sich zu mir, lacht und winkt. Ich kann nicht zurücklachen, ich habe einen Kloß in der Kehle und die Stufe ist kalt.

Ich habe nicht oft geweint, und wenn, dann lautlos und in der Nacht. Mein Vater, der Mann in dem Haus da drüben, hat immer gesagt: »Du hast nicht zu heulen, oder du bist ein Mädchen, prügel dich, und bevor du zu heulen beginnst, schlag lieber noch einmal hin, klar!«

Ich merkte es mir, manchmal war es mir schwergefallen. Bei den Ohrfeigen und Prügeln, die ich von ihm bekam. Ich habe die Tränen eben hinuntergewürgt, weinte nie, nur manchmal – nachts, leise, allein.

Mutter kommt nicht. Das Mädchen ist ins Haus gegangen. Ich bin zornig und ohnmächtig. Er, er soll bei der gelbhaarigen Frau bleiben, Mutter und ich werden fortgehen, am besten gleich jetzt – ohne auf Wiedersehen zu sagen –, einfach weggehen. »Heinz!« Dann wieder: »Heinz«, es ruft mein Vater. Groß

und drohend ist seine Gestalt im schwindenden Licht. Widerwillig stehe ich auf und gehe ihm entgegen. Ich will nicht gehorchen – ihm nicht – dann flackert es auf – tief in der Brust – anrennen will ich gegen ihn ...

1956

Alter Staub tanzt in die Lichtbalken. Schräge, ausgeleuchtete Pyramidenstümpfe fallen durch die niedrigen Fenster. Auf die Hobelbank, auf die Bretter am gestampften Lehm Boden. Die Wände, ehemals weiß gekalkt, sind mattgrau. Ein alter, wurmzerfressener Kasten lehnt dagegen. Eine dunkel gebeizte Truhe steht daneben, massive, an den Kanten gerostete Beschläge sind mit einem großen Vorhängeschloss verbunden. Maiskolben, goldfarben, mit lichten, spröden Blättern hängen an Stangen von der Decke zum Trocknen. Eine Fliege summt um den rundgeschlagenen Amboss auf der Werkbank. Stemmeisen, Hobel, Feilen, Bohrer hängen an einem Werkzeugbrett zwischen den Fenstern. Eine große Marktwage steht verstaubt in einer Ecke, Gewichtsstücke liegen am Wägebrett. –

Der alte Mann sitzt auf einem geschweiften Lehnstuhl neben dem Kasten. Den linken, den steifen Fuß hat er geradegestreckt. Er liest in einem abgegriffenen Gebetbuch. Er ist achtzig und mein Großvater. Er legt das Buch auf die Truhe, greift nach seiner Pfeife. Langgeschwungen, mit großem, geräumigem Kopf, hängt sie in einer Schlaufe am Kasten, in Griffweite. Unter dem Brustlatz seiner großen blauen Schürze kramt er nach dem Tabaksbeutel, dann stopft er zwei Prisen von dem dunklen Kraut in die Pfeife und zündet sie an. Er raucht, spuckt dann zwischen die Bretter auf den Fußboden und wartet ohne Ungeduld.

»Vor zwei Monaten haben sie mich geholt, jetzt schicken sie mich wieder in ein Heim«, sage ich.

Seit einer Stunde hockte ich auf der Hobelbank, schnitze an einem Stück Rinde. Der alte Mann wusste genau, dass etwas Unangenehmes passiert war, aber er drängte mich nie zu reden. Er saß da, und ich merkte seine stille Freude über mein Kommen. Die Türe, nur angelehnt, knarrt leise. Eine von Großvaters vier Katzen, ein breitschädeliger, würdevoller Kater, erscheint, zeichnet gemessen mit dem Schwanz einen Kreis in die Luft und springt auf das rechte Knie des Großvaters. Mich beachtet er nicht, gähnt, zeigt ein rosiges, nadelspitz gezähntes Maul, schließt die Augen und beginnt, laut zu schnurren.

»Hoonsi – auf an Johr geht's schon«, sagt er mit weichen, gedehnten Worten. Er ist Ungar, spricht auch meistens Ungarisch, aber mir haben weder meine Mutter noch Großvaters zweite Tochter, Tante Gisa, diese Sprache beigebracht. Großvater und ich hatten eine eigene Sprache, ein für andere unverständliches Kauderwelsch. Ungarische und deutsche Brocken vermengt. Er sprach meinen Vornamen nie richtig aus.

Sein Bein war nach einer Kriegsverletzung im ersten Weltkrieg, als er bei den Honvedhusaren war, steif geblieben. Auch ein Auge hatte er verloren. Sein großer, an den Spitzen hochgedrehter Schnurrbart, seine graue Kutschermütze, die breiten, braunen Hände – ich liebe den alten Mann. Um ihn geschah meine Kindheit. Er hatte das Holzschwert geschnitzt und geleimt und für meinen ersten Indianerkopfschmuck hatte er dem laut protestierenden Hahn die grellsten Federn aus dem Schwanz gezogen.

Das ist viele Jahre her. Mit fünf holten mich meine Eltern zu sich, dann blieb ich drei Jahre bei ihnen, besuchte die Volksschule und kam dann ins Gymnasium und ins Schülerheim.

Vor zwei Monaten haben mich meine Eltern aus dem Internat genommen, und vor vier Tagen wurde ich aus der Schule geworfen. Wegen unsittlichen Verhaltens ... mit Mädchen.

Realgymnasium Mattersburg – Herbst 1956 – was war geschehen?

Eine Professorengruppe hatte sich kriminalistisch betätigt, unzählige Verhöre waren durchgeführt worden. Dritte Klasse – zwanzig Buben und zehn Mädchen – wurden vernommen, auch das Tochterchen des Direktors ... ein kleines, süßes, blondes Biest, mit züchtig niedergeschlagenen Lidern und wippendem Röckchen kam sie vom Verhör ... dann die Nächste, eine geile Ziege mit Kulleraugen, dann die, dann der, dann ich.

Frage: »Hast du ihr auf die Brust, unter den Rock, unter das Höschen gegriffen?«

Antwort: »Ja.«

Sie war zwölf, wie ich. Ihre Brust war flach wie ein Brett, den Pullover hat sie selbst gehoben ...

Frage: »Hast du ihr von rückwärts zwischen die Beine gefasst, die nackte Haut oberhalb der Strümpfe berührt und sie unter dem Höschen gestreichelt? Wenn sie sich gewehrt hätte, hättest du sie schlagen wollen?«

Antwort: »Ja.«

Sie war ebenfalls zwölf und gut entwickelt. Sie hatte sich, wenn ich hinter ihr stand, vorgebeugt und die Beine leicht gespreizt – zu bedrohen brauchte ich sie nie.

Frage: »Hast du dich vor sie hingestellt und ihr dein Glied gezeigt und sie aufgefordert, es zu berühren; als sie nicht wollte, hast du sie dazu gezwungen?«

Antwort: »Ja.«

Sie ließ die Hand auch dort und bewegte die Finger vor und zurück.

Frage: »Hast du sie auf der Mädchentoilette entkleidet, sie aufgefordert, auf die Muschel zu steigen, ihre Brust, ihre Scham geküsst? Hast du sie bedroht, wenn sie dich meldet, sie zu schlagen?«

Antwort: »Ja.«

Sie trug ihr Höschen nicht am Körper, sondern in der Schultasche. Sie stand auf der Muschel, die Augen geschlossen, und ihre Hände streichelten in meinem Haar.

Alle Beteiligten wurden strengstens gemahnt, ich relegiert. Jetzt sprechen meine Eltern wieder davon, mich in ein Internat zu geben. Ich will nicht. Mir haben die drei Jahre bisher gereicht. Große, eisige Schlafsäle, schlechtes Essen, launische Präfekten und sadistische Hilfserzieher.

Wenig Freizeit, viel Beten und noch mehr Prügel, das waren meine Erinnerungen an die letzten drei Jahre. Meinen Eltern hatte ich davon nie erzählt. Der Vater hätte mich ausgelacht und mir vorgeworfen, ich sei weich und ängstlich, und Mutter – für sie sind Professoren und Erzieher unfehlbare Autoritäten. Ich erzähle dem alten Mann stockend, was geschehen war und was kommen sollte – dann schweigen wir eine Weile. Großvater raucht, er denkt wohl nach. Ein Jahr, meint er, sollte ich wieder versuchen, ein Jahr, ihm zuliebe. Ich nehme seine verarbeitete, schwielige Hand.

»Ein Jahr lang, ich werde es versuchen.« Er nickt bedächtig.

Sorgsam greift er der Katze unter den Bauch, stellt sie zu Boden. Er erhebt sich mühsam, greift nach dem dunklen Stock, mit dem er sich beim Gehen hilft. Er geht zur Werkbank, öffnet eine Lade und gibt mir daraus ein Päckchen, umwickelt mit einer Papierserviette. Ich weiß, dass eine Bäckerei darin ist. Seit vielen Jahren hat der alte Mann die Gewohnheit, wenn meine Tante gebacken hat, mir einige Stücke davon aufzuheben. Hin

und wieder vergisst er es und dann ist der Kuchen monatealt und verdorben. Diesmal sind einige frische Anisschnitten in dem Papier. Ich bedanke mich und stecke die Kuchen in die Tasche.

Großvater hat vor vielen Jahren ein Pferdefuhrwerk besessen und ist viel in der Gegend herumgekommen, als Frächter in den Orten rund um Ödenburg. Jetzt bestellt er den Garten, betreut die Hühner und Katzen. Im Sommer sitzt er gerne unter dem riesigen Nussbaum und lässt sich die Sonne auf sein schmerzendes Bein scheinen. In den letzten Wochen hatte ich erst begriffen, dass Großvater sehr einsam war. Der alte Mann ist tagsüber alleine im Garten. Abends sitzt er in der großen Küche und schaut durch das Fenster auf die Straße hinaus. Er schaltet selten das Licht an, und wenn es ganz dunkel ist, streift er die Katzen von seiner Schürze und humpelt in sein Zimmer.

Meine Tante besorgt seine Wäsche, seine Mahlzeiten, mit meinem Onkel hatte ich ihn nie sprechen hören. Der alte Mann war immer verschlossen gewesen. Bei schlechtem Wetter blieb er tagsüber in dem ehemaligen Pferdestall, der nun als Brennholzschuppen dient; in dem abgeteilten Raum, in dem wir sind, las er in seinen alten ungarischen Gebetsbüchern.

Der alte Mann sitzt nun wieder friedlich, die Katze hat es sich wieder auf seinem Schoß bequem gemacht. Er sieht mich an, und in seinem Blick ist keine Eile.

»In einem Monat sehen wir uns dann«, sage ich und gehe.

Das Kloster ist graugelb und mit einer hohen Mauer umgeben. Der Gasse zu schließt an die Mauer der Kirchenbau an.

Kapuzinerkirche und Kloster in einem in Wiener Neustadt. Neun Zöglinge zwischen zwölf und siebzehn Jahren, enge Zimmer, lange, dumpfe Gänge, Wecken um halb sechs Uhr früh,

ministrieren in der eisigen Kirche, jede Woche zwei andere, dann Frühstück im Refektorium.

Zehn vor acht ab in die Schule, drei Gassen weiter, ein großes gelbes Haus, gegenüber ein Park, alte, knorrige Bäume. In der Halle hinter den Flügeltüren der Schulgeruch nach Tinte, Moder, feuchten Kleidern, Brot und Pisse. 47 Schüler in der Realschulklasse, ein hysterischer Klassenvorstand. Ich schlafe als zuletzt Gekommener auf dem hintersten Platz, der Eselsbank. Dann zurück in das Kloster, Mittagessen um zwei Uhr, eine mürrische Köchin, der aufsichtführende Pater rülpst und liest im Brevier. Bettelmönche mit Riesenbäuchen und wieselinken, harten Augen, salbungsvolle Schwärmer, unfähige Erzieher. Freistunde bis halb vier. Fußball auf dem staubigen Platz zwischen den Mauern, dann Studierzeit bis sechs Uhr, dann Abendessen, eine Viertelstunde Freizeit, dann Studierzeit bis halb neun Uhr, dann Abendessen bis halb zehn Uhr, waschen. Licht aus. Ich schlafe beim Abendgebet ein, werde bestraft, Kirche reinigen während der Freizeit, ich klaue den Messwein, schleiche mich auf den Turm über schwindelnde Holzgerüste, dort trinke ich. Eine halbe Flasche pro Tag, dann stehle ich weiter – Zigaretten und Wein – manchmal bin ich betrunken, aber ich lerne schnell, es zu verbergen, dann schleiche ich nachts auf den Turm und trinke, da bin ich sicher. Nie falle ich über die schmalen, schwankenden Bretter, die in acht Meter Höhe über der Decke des Kirchenschiffs laufen. Manchmal borgt mir ein Pater sein Luftdruckgewehr, dann schieße ich auf Tauben und Menschen gegenüber im Park, aber durch das hastige Trinken bin ich immer sehr schnell betrunken, und dann verschwimmt das Ziel, vielleicht trägt das Gewehr auch nicht so weit. Manchmal kommen Mädchen von der katholischen Jungschar ins Kloster. Ihre schrillen Stimmen hallen über

die Gänge. Dann lässt sich eine von mir den Turm zeigen. Wir knutschen, ich ziehe ihr das Höschen aus, gebe ihr zu rauchen und zu trinken. Dann wird ihr übel, und sie weint. Das ärgert mich. Wenn diese idiotische Kuh davon redet, zu Hause, oder zu den anderen. Ich drücke ihr den Gewehrlauf an die Stirn.

»Nicht, das ist gefährlich, einem in der Schule ist damit ein Auge zerstört worden«, heult sie auf.

Ich bohre mit den Fingern in ihr und dann sind meine Finger blutig und sie schreit und schluchzt.

»Ich schieß dich in den Kopf, wenn du mit jemanden darüber sprichst«, sage ich und wische das Blut ins Taschentuch.

»Du hast mir wehgetan«, plärrt sie und deutet auf den dünn beflaumten Schlitz: »da unten.«

Aber sie kommt wieder und schweigt. Meine Leistungen in der Schule sind bemerkenswert, im zweiten Trimesterzeugnis, vier Nichtgenügend, in Deutsch, Englisch, Mathematik und geometrischem Zeichnen. Meine Mutter kommt zur Sonntagnachmittagsmesse und ist gerührt über meine messhelferische Tätigkeit im roten Rock und dem weißen Chorhemd. Dann zeige ich ihr das Zeugnis. Sie fällt fast in Ohnmacht.

»Der Vater erschlägt dich«, sagt sie und ringt die Hände. Ich lutsche Pfefferminzbonbons, damit man den Wein nicht riecht. Ich bin eher sorglos. Dann wachse ich acht Zentimeter in zwei Monaten, bin zwölfeinhalb und einszweiundachtzig groß, mit siebenundfünfzig Kilo.

Ich breche zusammen und liege dann zu Hause, gepflegt, gehätschelt und verwöhnt. Bin Mittelpunkt, sie sprechen leise, wenn sie ins Zimmer kommen, die Ärzte und der Vater, die Mutter und fremde Leute. Man redet vom armen Kind und Epilepsie. Kein Mensch fragt nach dem Zeugnis oder meinen nikotingelben Fingern.

Elektroencephalogramm und monatelange Beobachtungen in der neurologischen Klinik. Kapazitäten bohren und wühlen, und ich schweige verschlossen. Psychiater und Psychologen, Heilmagnetiker und Hypnotiseure. Ich lebe in Wartezimmern von Ordinationen und Séancezimmern, sie klopfen an meinem Kopf, verschreiben Dutzende Medikamente, schreiben dicke Gutachten, kassieren Honorare und zucken bedauernd mit den Achseln. Mein Vater ist unsichtbar, Mutter und meine Tante haben das Kommando übernommen. Und als Wien fertig konsultiert ist, kommen Zürich und Frankfurt, obskure Wunderheiler und schlechtriachende Handauflegerinnen. Nach sieben Monaten bin ich kurz vor dem Überschnappen, dann spricht Großvater ein Machtwort.

»Loßts den Buam sogn wos er wüll«, sagt er und sein Schnurrbart wippt böß auf und nieder.

Ich gehe nach Laa an der Thaya ins Internat, lerne in vier Wochen den Stoff von vier Monaten nach, habe drei Freundinnen, bin Kettenraucher und bekomme das erste Geld von einer Nutte. Sie heißt Frieda, ist achtzehn und geht am Wochenende in Wien auf den Strich. Sie küßt an meinem Schwanz herum und alles wäre herrlich, doch dann verprügelt mich ihr Zuhälter.

Er war zwanzig Kilo schwerer und zehn Jahre älter. Vier Tage kann ich kaum auf den Beinen stehen.

»Dir tut etwas sehr weh«, sagt sie, Jasna, elfenhaft und lieb, vierzehn, und ich knurre.

»Nein«, und verliebe mich in sie. Händchenhalten und zarte Küsse. Daneben organisiere ich eine Diebesbande. Die fliegt auf, einer verpfeift mich, und mein Vater erscheint nach acht Monaten auf der Bildfläche. Er erschlägt mich beinahe, der dazwischentretende Erzieher verhütet das Ärgste. Jasna leckt

meine Wunden, und ich hasse den Alten zum ersten Mal so, dass ich ihn umbringen möchte.

Mein unschuldiges Verhältnis widerspricht herrschenden Moralauffassungen. Ende des Schuljahres erhalte ich ein akzeptables Zeugnis und bin mit einem Genügend in Betragen wieder relegiert.

»Du bist nichts als ein Haufen Scheiße im Körper eines Menschen«, sagt mein Vater, und Mutter weint bekümmert.

Alles trägt Bluejeans.

»Dieser amerikanische Dreck kommt mir nicht ins Haus«, tobt mein Vater, als ich den schüchternen Wunsch äußere. Bill Haley, Eddie Cochran und Elvis Presley sind mir verboten zu hören.

Wegen eines Posters von Little Richard befiehlt mir der Vater vierhundert Kniebeugen, nach zweihundert komme ich nicht mehr hoch. »Damit du mich in Zukunft mit Niggerfratzen verschonst«, sagt er. Ich klaue fünftausend Schillinge, kaufe mir fünf Bluejeans, einen genieteten Gürtel und die erste Flasche Whisky meines Lebens.

In einem dreckigen Hotel am Ende der Wiedner Hauptstraße erwache ich zwischen zwei grellen Nutten. Sie streiten um jede Berührung, oder besser um jeden grünen Lappen. Eine säuft meine Pisse, und die andere lehrt mich sie lecken.

»Steck ihn mir in den Hintern«, sagt sie, und ich tue es. Die zweite masturbiert, und blau geäderte Brüste quellen in mein Gesicht.

Dann ist das Geld zu Ende, die Pissoirforellen verschwunden, und ich breche bei meinem Onkel, einem pensionierten Gendarmerieoberst, ein und klaue seine Pistole, eine winzige Steyr Kal. 6.35 mit Kipplauf. Nach fünf Tagen Streunen halte ich an einem Vormittag einem Urlauberehepaar die nicht gela-

dende Waffe unter die Nase und fordere die Urlaubskasse. Sie sind alt und haben kein Geld, ich lasse sie gehen und warte auf Lukrativeres, dann erscheint die Gendarmerie, und ich bin festgenommen.

Abends werde ich meinem Vater übergeben. Der Alte ist steinern und schweigsam. Drei Tage später sitze ich wieder in einer psychiatrischen Beobachtungsstation.

»Er ist nicht normal«, sagt mein Vater, und Mutter nickt beglückt im Kummer über diesen ehrenwerten Ausgang. Dann wandere ich unter die staatliche Erziehungsknute nach Allensteig. Die Gruppenschwester ist spätjüngferlich und versucht, verdrängte Sexualität in ungeheurem Gerede zu sublimieren.

»Stell dich in die Ecke, du Schwein, und beruhige dein Glied«, sagt sie zu mir, als ich bei der Badeschwanzkontrolle, ob der Eichelkäse auch weggewaschen ist, mit einem erigierten Ast auftauche. Nach dem Abendgebet wichst mir ein kleiner, zarter Schwuler täglich einen ab. Die Nachtschwester sieht aus wie die Medusa, und ich gehe nachts nie pinkeln, ich habe Angst, sie könnte mir vielleicht begegnen. Die männlichen Erzieher machen sich einen Sport daraus, zu testen, wie viele Ohrfeigen ein Zögling aushält, bevor er umfällt. Einer bringt es bis auf neun, und das bleibt lange Rekord, weil sich die Buben vorher zusammenfallen lassen, der mit den neun hat einen Trommelfellriss, das möchte keiner riskieren.

Mit der Absolvierung der achten Klasse Volksschule beende ich meine schulische Ausbildung, dann verlasse ich Allensteig mit subtilen Kenntnissen über die Methoden staatlich gelenkter Erziehungsstätten.

Die Ferien verbringe ich bei den Eltern, sogar mein Vater spricht hin und wieder mit mir.

Der Sommer ist eine weite, sonnenbeschienene Wiese, Mädchen sind darin, weit geöffnete, frischfarbige Blumen.

Der Alte versucht ein Aufklärungsgespräch in Gang zu bringen. Ich höre höflich zu, dann verheddert er sich. »Danke, ich weiß Bescheid«, sage ich. Er wird menschlich und schlägt mir verlegen oder erleichtert auf die Schulter.

»Das Wichtigste im Leben des Menschen ist die Schulbildung«, sagt mein Vater, und ich wandere im Herbst ins Bundeskonvikt nach Horn zum Besuch der Aufbaumittelschule, fünfjährige Abiturvorbereitung ohne Alterslimit. Innerhalb einer Woche schaffe ich es, mit zwei um vier Jahre älteren Leibwächtern als Jüngster die Klasse zu beherrschen. Veronika und Lore heißen der angenehme Tribut, der an mich entrichtet wird. Tausend Schilling Taschengeld, die braunhaarigen Wesen, Tennis und Trinkgelage nachts im Schlafsaal mit Törless'schen Spielchen verbrämt, lassen mir kaum Zeit für die schulischen Anforderungen. Der Klassenvorstand benützt einen meiner aggressiven Verschleierungsversuche.

»Ich habe das Heft vergessen ... na und?«

Mit einer breit angelegten Vorhaltung aller meiner Disziplinarvergehen, die in meinem Schülerbeschreibungsbogen getreulich festgehalten sind ... coram publico.

Irgendwo reißt bei mir der Faden ab. Ich verschwinde aus Schule und Konvikt und besorge mir durch einen Einbruch wieder fünftausend Schilling. Wenige Tage darauf werde ich verhaftet und ins Gefängnis beim Jugendgerichtshof in Wien eingeliefert. Unter sechzehn ist Rauchen verboten, und ich verkaufe mein Essen für Zigaretten, bis mir die Knie weich sind und vor lauter Hunger ein Darm den anderen frisst. Ich lerne, mich wirkungsvoll zur Wehr zu setzen, den Tritt in die Eier, meine oftmals vorbestraften Zellenkameraden vermitteln mir

ihre Erfahrungen. Lore schreibt mir zärtliche Briefe und ich finde, im Gefängnis ist es auszuhalten.

Drei Monate später habe ich in Eisenstadt Verhandlung. Sechs Monate bedingt auf drei Jahre ist das Urteil, der Staatsanwalt, hasssprühend und geifernd: »Berufung wegen zu geringer Bestrafung.«

Bis zur Berufungsverhandlung werde ich entlassen. Ich komme nach Hause, bin für meinen Vater schlechte Luft, Mutter redet im Flüsterton mit mir. Dann stirbt Großvater. Er erkannte mich nicht mehr. Ich sitze an seinem Bett und schaue in das faltige, starre Gesicht. Nach Stunden gehe ich durch den Schnee nach Hause. Meine Schritte knirschen, ich krieche ins Bett und möchte nach langer Zeit wieder ein Kind sein. Und weinen, aber ich kann es nicht mehr.

Am ersten Januar soll ich nach Hamburg in die Seefahrtsschule, damit könnte man eine Verschärfung des Urteils verhindern. Die Richter stören nicht gerne begonnene Ausbildungen bei Jugendlichen, aber der ärztliche Befund versperrt mir den Weg. »Leider können wir ihn nicht nehmen«, stand in dem Brief aus Deutschland.

Dreißig Stunden später bin ich in Hamburg Blankenese am Falkensteiner Ufer und frage den entgeisterten Leiter der Schule, ob er es nicht doch versuchen möchte. Der winkt bärbeißig ab. Ohne Geld im Januar ist Hamburg für einen Fünfzehnjährigen ein unfreundliches Pflaster. Vier Tage schlafe ich zwischen Kisten im Hafen, dann folgt ein Temperatursturz, und die Polizei gabelt mich halberforen vor einem Heuerstall auf und schickt mich nach Österreich zurück. Dann erscheint ein Psychologe auf der Bildfläche, der großen Einfluss auf meine Eltern gewinnt.

»Bis zur Berufungsverhandlung soll er zeigen, ob er gewillt

ist zu arbeiten«, sagt er und vermittelt mir einen Job beim Autobahnbau.

»Am bestn is, du tuast, wos da de aundan sogn«, sagt der Polier und lässt mich stehen. Die anderen befehlen, jeder hat pausenlos etwas für mich zu tun, bis ich einem die Schaufel über den Schädel schlage, dann sind sie plötzlich Kameraden und laden mich zum Rumtrinken ein, dann tragen sie mich bewusstlos ins Quartier. »Deswegen brauchst jo an net glei den Schädl einhaun«, sagt der Polier und lacht brüllend.

Dann schaffe ich es, ein Viertel Rum ex zu überstehen, und bin akzeptiert.

›Die Strafe wurde in neun Monate Arrest umgewandelt und ist binnen acht Tagen anzutreten«, steht in dem Wisch vom Oberlandesgericht. »Ein Verbrecher gehört eingesperrt«, sagt mein Vater und sonst nichts. Der Psychologe ringt die Hände, und der Rechtsanwalt zuckt die Achseln. »Ich haue ab, zur Fremdenlegion«, sage ich zu Mutter. Die ist verzweifelt. »Aber du wirst doch erst in zehn Monaten sechzehn«, sagt sie dann. »Ich habe in der Zeitung gelesen, die Franzosen führen in Algerien einen Krieg, und die Legion hat hohe Verluste, bei meiner Größe schauen die nicht so genau auf das Geburtsdatum«, sage ich. Der Vater erfährt nichts davon.

Mit dreihundert Schilling, einem Koffer und der Absicht, mich direkt in Marseille zu verpflichten, trampe ich los.

Udine, Vicenza, Brescia, Mailand, Turin und Susa, dann bin ich an der französischen Grenze. Auf der Porta Cesana liegen vier Meter Schnee und ich friere wie ein Hund. Nach sieben Stunden nimmt mich ein Engländer mit bis Gap.

»Ich bin illegal in das Land gekommen und möchte zur Legion«, sage ich am Ortsposten der Gendarmerie Nationale. Die Beamten nicken gelassen und bringen mich ins Gefängnis.

Acht Tage später gibt mir ein Richter vierzehn Tage Arrest wegen illegalen Grenzübertritts, und dann schickt mich die Gendarmerie nach Marseille. An der Gare St. Charles holt mich ein Jeep mit Corporal Chef und einem Legionär mit Käppi blanc am Steuer ab. Es ist Ende April und glühend heiß. Über die Canabiere fährt der Jeep am alten Hafen entlang, dann sind wir in St. Jean, der großen gelben Kaserne der Legion. »Hast du Papiere?« fragt der Sergeant in der Torwache. »Das hier«, sage ich und lege einen Zettel auf den Tisch, den man mir nach der Entlassung in Gap nach meinen Angaben ausgestellt hat – ›Heinz Koch, geb. am 9.11.1941 in Dresden, Ostdeutschland, vor einem Jahr in die Bundesrepublik geflüchtet, dann weiter nach Österreich gezogen, keine Verwandten«, steht da. Der Sergeant überfliegt den Zettel. »Nimm deine Klamotten, geh quer durch den Hof, dann die Treppe hoch an der Sanitätsstation links vorbei, in die Schlafräume – hast du Zigaretten?« sagt er auf Deutsch. Er heißt Schmitz und ist aus Leipzig, erfahre ich später. Er gibt mir drei Pakete ›La Troupe«, und einen Zehn-Franc-Bon für die Kantine. Im Schlafsaal hocken sie auf den Betten, spielen Karten und saufen. »Junge, bleib hier, setz dich nicht zu diesen dreckigen Spaghettifressern«, sagt einer zu mir, und dann bin ich in einer deutschen Runde. Um zehn wird das Licht ausgelöscht, ein Korporal steht in der Türe.

»Schlägereien sind mir scheißegal, nur Tote will ich nicht sehen«, sagt er grinsend auf Deutsch, »und haut die Schlappohren mal feste in die Schnauze.« Dann schaltet er das Licht aus.

Zehn Minuten später beginnt die Schlacht. Italiener und Spanier, Engländer, Holländer und Ungarn gegen Deutsche, Schweizer und Österreicher.

Mit vier lockeren Zähnen und zerschlagenen Knöcheln sitze ich dann mit einem Berliner auf der Terrasse. Ein riesiger

Orangenmond hängt über dem Fort S. Nicolas, einen Steinwurf über dem Wasser, und wir reden über den Sieg – fünf Worte, eine Flasche Bier – immer abwechselnd ...

Anderntags bekommen wir Uniformen, khakifarben und ein grünes Schiffchen mit roten Streifen. Das ersehnte Käppi blanc gibt es erst nach der Ausbildung in Siddi bel Abbes. Abends hocke ich in der Kantine und schaue auf den Film, der auf die Wand projiziert wird. Drei Tage später stehe ich mit vier anderen in einem Raum im Kommandogebäude und unterschreibe den Vertrag. Fünf Jahre Dienstzeit, Name nach Wahl usw. Als Kleingedrucktes: Die Legion behält sich drei Monate das Recht vor, den Vertrag ohne Angabe von Gründen zu kündigen. Aber wer achtet schon auf das?

Drei Wochen lungern wir in der Kaserne herum, dann holt man mich zum Verhör beim Deuxieme Bureau, neben dem Sergeanten, der die Vernehmung durchführt, sitzt ein Mann aus Dresden – er stellt Fragen ... ich kann nicht antworten – sie nehmen meine Fingerabdrücke ... vierundzwanzig Stunden später erzählt mir der Sergeant die Geschichte eines noch nicht sechzehnjährigen Jungen, der in Österreich zur Vollziehung einer Haftstrafe polizeilich gesucht wird. Ich bekomme fünfzig Neue Franc, meine Klamotten, und dann stehe ich vor der Kaserne am Quai des Belges. Legion und Kriegerstille, den ich mir natürlich erwartet habe, gehören der Vergangenheit an.

Im Araberviertel um die Rue Thubaneau esse ich Couscous und peile die Lage. Dann trotte ich in den Hafen. Am Pier neun liegt ein kleines, abgewracktes Schiff. Am Flohmarkt besorge ich mir eine Matratze, Decken und ein Messer gegen die Ratten, die mit vier Beinen und die anderen. Tagsüber brate ich an der Plage in der Sonne – zwischen den fast geschlossenen Li-

dern belauere ich die Badegäste, und wenn sie ins Wasser gehen, fehlt die Geldbörse oder eine Briefftasche nachher – manchmal knacke ich Autos, aber da ist selten was drinnen. Manchmal laden mich die Matrosen von den deutschen oder englischen Schiffen ein zum Mittrinken, dann liege ich angesäuselt in meiner Koje, und auch die Ratten, die mir über das Gesicht laufen, stören mich kaum.

Irgendwann verfolgen mich drei schwule Araber den Pier entlang bis hinaus zum Liegeplatz meines Schiffes – fast am Ende des Piers ist ein kleiner Leuchtturm –, im Schatten verkrochen warte ich, bis sie auftauchen. Der Pier ist etwa drei Meter breit und führt hundert Meter in das Hafenbecken hinaus, kein Mensch ist hier in der Nacht, der Wind heult um das Gestänge des Leuchtturms, und ich habe Angst. Dann sind sie hier. In dem rotierenden Licht sehe ich einen plötzlich dicht vor mir. Breit und riesig erscheint er mir. Ich springe und halte den Atem an. Das Wasser ist kalt und ölig schwarz. Dann brennen mir die Lungen, und ich tauche auf. Der Pier ist dreißig Meter hinter mir, und die drei stehen am Rand und gestikulieren. Ich streife unter Wasser meine Jeans ab und binde sie mir um den Hals, die Sandalen sind weg, dann schwimme ich quer durch das Becken auf einen der mächtigen Schiffsschatten zu. Über eine stark übermooste Steintreppe komme ich wieder auf den Kai. Drei große Frachter liegen hier vertäut. Meine Arme schmerzen und mein Keuchen muss einen Kilometer weit zu hören sein. Ich wringe meine Hose und mein Hemd aus, dann hocke ich mich auf eine Orangenkiste und sehne mich nach einer Zigarette. Dann drückt mich die Müdigkeit gegen die Wand eines Lagerhauses und ich schlafe in eine Ecke gehockt ein. Am Vormittag hole ich mir meine Klamotten von dem Wrack; obwohl niemand zu sehen ist, habe ich keine Lust mehr,

dort zu bleiben. Ich kann kein Quartier auftreiben und bleibe bei den Orangenkisten. Nachts beißt mich eine Ratte in den Knöchel. Ich erschlage sie und noch einen von den ekligen, fetten Schatten um mich. Dann verschwinde ich und hocke in einer Matrosenkneipe hinter dem Quai des Rives Neuves. Dort ist Helmut, ein deutscher Matrose, der auf der ›Willem Blook‹, einem Holländer, arbeitet, und Sandra, die Absinthdirne. Vor dreizehn Jahren kam sie aus Hamburg, dann wurde ihr Zuhälter erschossen, und der nächste sitzt seit sechs Jahren wegen Mordes in Nimes im Maison Central, einem der französischen Zuchthäuser.

»Du bleibst bei mir, Junge«, sagt sie und bestellt mir ein Abendessen – das erste nach sechs Tagen.

»Halbverhungert ist er ... los, trink Rotwein ... oder was willst du?« sagt sie und streichelt mich mit schmutzigen Händen. Sie ist ein Fleischkoloss. Später liege ich zwischen ihren Brüsten wie ein Säugling, und sie schnarcht laut. Ich zerdrücke drei Wanzen und setze mich auf das Fensterbrett. Ich brauchte nur ihre Kohlen zu nehmen und zu verschwinden. Dann lege ich mich wieder neben sie und sie grunzt, erwacht kurz, küsst mich schallend und wirft ihren tonnenartigen Körper auf mich. »Beiß in die Titten, beiß! Sandra bringt dich schon hoch, du verhungertes Wilder.« Ich bin begraben unter Fleisch und einer ranzigen Votze, dann gewöhne ich mich an das Lecken und an das Arschficken: »Feste ... ich mag's in den Aarsch ... fest« – Ich habe Geld und genug zu trinken, und Mahmed, Sandras Freund aus der Berberkneipe gegenüber unserem Hotel, lehrt mich mit dem Messer umgehen.

Die FLN ist aktiv, und ich gerate in eine Razzia. Zwei Tage später schmeißen sie mich aus dem Gefängnis und sagen mir, ich solle mir einen Pass besorgen. Ich gehe zurück zu Sandra

und den Wanzen, dem Absinth und der stinkenden Fleischgrube zwischen ihren Beinen.

Ich fahre nach Lyon, spaziere entlang der Rhone. Dann stehe ich an der Straße und stoppe Autos – Richtung Paris. Spät in der Nacht hält ein Jaguar, der Fahrer winkt mir freundlich zu, und ich bin misstrauisch – zu Recht. Er tätschelt an meinem Schenkel, dann will er mich küssen. »Willst du nicht anhalten?« frage ich und ziere mich. Er hält. Es ist kurz nach Salon-sur-Yonne – ich steche ihm das Messer in den Bauch. Es gleitet hinein wie in frische Scheiße, dann brüllt er, und ich ziehe ihm die Brieftasche aus dem Rock – siebenhundert Neue Franc sind darin –, einen Tag gehe ich durch den Wald, dann steige ich in den Zug und fahre nach Paris.

St. Germain de Près, Algerier, lichtlose Bars, hin und wieder Essen, dann keines.

Ein paar Tage schlafe ich in einem Hotel am Boulevard Erreire, dann verlangt der Patron ein Ausweispapier, und ich verschwinde über die Hintertreppe. Es ist spät im Mai, und ich schlafe an der Seine, breche Autos auf, und jeden Morgen bin ich in ›den Hallen‹. Manchmal ist Sonntag, und ich bin allein.

Einige Tage später gerate ich in eine Razzia. Ein schmales Gässchen, Rue Martin, hinter der Gare de l'Est. Ich bekomme einen Schlag über den Arm. »Allez, allez«, brüllen die Polizisten und treiben und prügeln die Passanten in die Wagen.

In der Ecke der Polizeiwachstube ein Gitterkäfig. Zwei mal zwei Meter im Quadrat, drei Meter hoch. Dreißig Leute sind hineingepresst. Männer und Frauen durcheinander. Der Reihe nach werden sie durchsucht und verhört. Einige können gehen. Der Rest bleibt, Stunden vergehen, dann abends wieder in die Wagen. In die ›Sureté‹.

Männer und Frauen werden getrennt. Fünfzig Frauen stopft man in die engen Zellen. Es gibt ein Stück Weißbrot und Wasser. Alles trinkt hintereinander aus demselben Becher. Am anderen Tag komme ich zu einem Dolmetscher.

»Wie heißen Sie«, fragt er, und »aus welchem Land kommen Sie?« Er spricht Deutsch ohne Akzent. An einem anderen Schreibtisch randaliert eine Hure. Ich gebe keine Antwort.

»Maison d' Arret de la Santé«, sagt der Dolmetscher. Der Uniformierte daneben nickt.

Wieder in den Wagen. Blechverdeckte Einzelabteile, schmale Sehschlitze für den Wärter. Schier endlos rumpelt der Wagen durch die Straßen. Dann ist die Tür offen, ich stehe in einem Gefängnishof. Graurote Mauern und eine Postenkette. Schlagstöcke in den Händen, weiße Schulterriemen, weiße Gürtel und hohle, blaue Käppis.

»Zweite Abteilung, erste Etage, Zelle sechsundfünfzig«, sagt der Beamte in der Aufnahme.

Zwei Glasschüsseln, zwei braune, dünne Decken, ein Kopfpolster. Durch den Duschaum gehe ich in die angegebene Abteilung. Düster die hohe Halle, Laufgänge, scheinbar himmelhoch, Schatten entlang der Wände, Gefangene, im Hellen die Wärter. Dunkelblaue Uniformen, silberne Fünzfacksterne an den Kragenaufschlägen und am Vorderrand der niedrigen Tellerkappen. Irgendwo ein Schreien, es versickert in dem endlosen Gang. Ein Beamter sperrt die Zelle auf. Sechs Quadratmeter, verfließt, ein Klappbett, ebenso Tisch und Klappstuhl mit Ketten an die Wand genietet. Ein Wandkästchen, die Klosettmuschel links neben dem Eingang, das Fenster in zwei Meter Höhe.

Täglich Einzelspaziergang, links und rechts Betonwände, die beiden anderen Seiten massive Stahlgitter mit einem kleinen Einlass. Einmal wöchentlich Bad in einer Einzelkabine.

Dreimal am Tag sehe ich andere Menschen, wenn mir das Essen durch eine schmale Luke in der Türe gereicht wird. Untertags ist das Bett an die Wand hochgeklappt und versperrt. Nach einer Woche bekomme ich zwei französische Bücher. Die Zeit steht still und Wochen vergehen, dann Monate. Niemand spricht mit mir. Die Wärter haben abweisende Gesichter, ein schmaler Streifen Himmel ist zu sehen. Ich weiß nicht, was man mir vorwirft. Nach drei Monaten holt man mich erstmals vor Gericht, dort sagt man mir auch, warum ich in Haft bin.

»Zur Überprüfung der Identität und wegen Landstreicherei«, übersetzt ein Dolmetscher den Richter. Ich komme wieder auf die gleiche Zelle, dann schreibe ich an die Eltern. Einen Monat darauf bringt man mich in ein Jugendgefängnis, wieder in eine Einzelzelle. Ich werde zu fünf Monaten verurteilt, und mein Vater veranlasst, dass mich der Psychologe abholt. Drei Tage später bin ich wieder im Gefängnis in Wien. Jugendstrafanstalt Wien – Hardtmuthgasse. Die sechs Monate vom Berufungsgericht sind fällig.

Schnüre in Preisschildchen einziehen, eintausendsechshundert Stück am Tag, das Pensum. Wöchentlich einmal kommt der Psychologe und führt Aufbaugespräche mit mir. Manchmal kommt Mutter, Vater nie. Später werde ich in die Anstaltsbibliothek transferiert. Ernst Zahn und Sven Hedin in Hunderten Exemplaren, die Borgia-Trilogie darf nicht ausgegeben werden, ist Pornografie. Der Direktor heißt Sagl, und Hände in die Hosentaschen zu stecken während des Spaziergangs bei beißender Kälte, bringt drei Tage Absonderung in einer Einzelzelle im Keller mit Betonfußboden und sonst nichts darin. Die Beamten schlagen die Häftlinge mit dem Gummiknüppel und manchmal mit der Faust. Dann kommt Herr Ellmayr und

lehrt die Häftlinge gutes Benehmen und aus welchen Gläsern Rotwein und aus welchen Sekt getrunken wird. Streitereien und Prügel, selten Samstagnachmittag dreißig Minuten Tischtennis vor der Gitterwand am schmalen Plateau neben dem Dienstzimmer der Etagen.

»Moch des, oda du kriegst ane in die Goschn«, sagen die Beamten, und dann werde ich entlassen und sehe den Vater wieder und Mutter ... und den Psychologen, es ist Frühjahr 1961. Gerede zu Hause, dann fahre ich in die Schweiz. Zürich, ein verregnetes Frühjahr, Akkordarbeit und Ly, das Mädchen vom Stadtrand, mit puritanischen Eltern und voll kindlicher Gier nach meinen Händen. Alle Tage weißer Rum und Whisky, dann habe ich sie so weit. Sie spreizt die Schenkel für einen anderen. Ich kassiere achtzig Franken. Sie ist verzweifelt, aber sie bleibt dabei. Mein Vater taucht auf, spielt wild, und etwas später habe ich eine Auseinandersetzung mit der Polizei. Ausweisung und Einreiseverbot für zehn Jahre. Ich lebe wieder zu Hause, dann anderswo, in Hotels, bei Bekannten. Mein Vater ist mein Feind. Mutter geht dabei kaputt. Das Frühjahr 1962 vergeht, nichts verändert sich.

1962

Der blaue Wald über dem verstreuten Ort, kleine Villen, satte Menschen, eisenhaltiges Mineralwasser, die hässliche Betonkirche, die Weinberge, eine laue Sonne – Betriebsamkeit.

In zwei Tagen ist ein Fest, ein Kirchtag. Auf einem Wagen festgezurrert ein langer entrindeter Baumstamm und lachende Menschen, Musik und Gekreische.

Sie trinken und reden und laufen neben dem Wagen her. Musik klingt aus Blech, und durch den Viadukt sieht man den Hauptplatz, Buden, Bäume, dahinter den Kurpark.

Der Baum wird behängt und gehoben. Die Begleiter verteilen sich auf Gasthäuser, Cafés und Espressos.

Er steht da und schaut ins Gedränge. Die Falte ist steil auf der Stirn im sonnenverbrannten Gesicht. Er ist siebzehn und schmal und unruhig. Neben ihm steht einer. Kleiner, mit mächtigen Schultern und winzigem Kopf. Die Arme sind wie Keulen, doch pendeln sie locker im Gehen. Sandfarbenes Haar, kurz geschnitten. Helle, fast wimpernlose Augen.

»Weißt du, wo sie ist?« fragt der Schmale.

»Nein, Heinz, ich weiß es nicht«, sagt der andere, »aber wir werden sie finden.«

Sie gehen die Treppe hoch ins Park-Café. Setzen sich auf Stühle. Mädchen reden am Nebentisch.

»Robert – such sie«, sagt Heinz leise.

»Dein Vater hat dir verboten ...«, sagt Robert.

»Mein Vater hat mir vieles verboten – wenn du sie findest, bring sie her, ich warte hier«, sagt Heinz. Robert verlässt die Terrasse. Heinz bestellt ein Glas Wein und schaut gegen die alten Bäume.

... »ich habe dir verboten, mit Nutten zusammen zu sein, erinnere dich, und ich habe dir versprochen, ich erschlage dich, wenn du dich wieder mit einer abgibst« ... so hatte der Alte gesagt.

Der Junge streift die Asche von der Zigarette. Sie hat schwarzes Haar, es legt sich zärtlich um ihr schmales Gesicht.

Er bestellt ein Glas Wein. Das Treiben am Platz ist dicht und laut. Sinnloses, Buntes, marktschreierisch Grelles. Wie Segel spannen sich die Zeltwände über die Pulte. Gesponnener Zucker und türkischer Honig, Puppen und Knallfrösche, Blechtrompeten und Kapselrevolver. Kinder balgen sich vor dem Schaukelgerüst und pressen Münzen in verkrampften, klebrigen Fäusten.

»Bist du schlecht gelaunt?« fragt ein Mädchen vom Nebentisch. Der Junge nickt abwesend in ihr sorgloses Gesicht.

›Ich bringe ihn um ... ich bringe ihn um.« Er denkt es, weiß es deutlich, weiß es seit einem Jahr oder länger, denkt es oft, bis ihm der Schweiß vom Hals in die Schulterblätter rinnt, es ist ein vertrauter Gedanke, erschreckt ihn nicht, aber er hat es nie getan, er hat ihn nicht erschlagen, nicht erwürgt, nicht niedergestochen, hat sich nur gefreut, gemästet an den Vorstellungen, wie er es tun wird, wie er den Vater töten wird. Der Hass war alt und kühl geworden, er hatte es verschoben und verdrängt, bis wieder ein Punkt erreicht war, wo alles hochgeschwemmt wurde, dann verkroch er sich vor den Menschen und wollte töten – und konnte es nicht. Der Junge winkt dem Serviermädchen. Sie bringt ein volles Glas. Licht spiegelt sich am Schliff, auch an der Kante des Feuerzeugs.

»Kommt die Silvie nicht?« fragt das Mädchen wieder. Er hebt die Schultern. »Später«, sagt er.

»Sag, Heinz, ist es wahr, dass sie auf den Strich geht? Ich hab es gehört«, sagt das Mädchen zu ihm gebeugt.

»Ich weiß es nicht«, antwortet er und trinkt sein Glas aus. Ein alter, klappriger Skoda hält, Robert winkt, lässt den Motor laufen. Der Junge bezahlt, geht über die Treppe hinunter und steigt ein.

»Sie ist zu Hause, ich bringe dich hin«, sagt er und fährt los. Mit verkniffenem Mund schaut der Junge durch die Scheiben. Beim Berg neben dem Bahndamm tuckert der Motor asthmatisch. Robert schaltet in den zweiten Gang. »Jetzt fällt er bald auseinander«, sagt er.

»Ist sie allein?« fragt Heinz.

»Ja«, sagt Robert. Eine Viertelstunde später biegt Robert in Wiener Neustadt zum Domplatz ein.

»Wir sehen uns morgen«, sagt der Junge und steigt aus.

Er geht langsam über den staubigen Platz und schwenkt in eine schmale Gasse ein. Das Haus liegt im Schatten. Dunkelgelb und schmalbrüstig. Er geht durch die angelehnte Haustür und steigt die Treppe hoch. Dann klopft er und wartet. »Bist du doch gekommen«, sagt sie und drückt sich an ihn.

»Du musst mir verzeihen, aber ich habe gedacht, nach dem Auftritt mit deinem Vater willst du mich nicht mehr sehen, deshalb bin ich nicht gekommen – es war furchtbar. Warum hasst er mich so?« sagt sie und zieht ihn in den Raum.

»Er hasst mich – und er glaubt, du gehst auf den Strich. Er hat zwar auch seine kleinen Nutten, aber ich ... reden wir nicht darüber, es führt zu nichts«, und seine Hände gleiten an ihren Strümpfen hoch.

»Wer sagt das von mir, wer?« fragt sie und krampft die Finger in seinen Arm.

»Da gab es einen, der mit dir ins Bett wollte, du hast ihm gesagt, er soll sich einen durch die Finger ziehen. Später, betrunken, hat er dann in der Bar erzählt, du verlangst vierhundert, mein Vater saß am Nebentisch«, erklärte er ihr und knöpft dabei ihr Kleid auf.

»Diese miese Figur ... und du«, sagt sie und streift das Kleid über die Schultern. Er legt sich auf das Bett. Sie beugt sich vor. Seine Lippenränder berühren ihre Brustspitzen.

»Ich habe es heute zu Mittag aus ihm herausgeprügelt ... dann ist Robert gekommen und hat mich weggezogen ... überall ist Scheiße. Komm näher –«, sagt er kaum verständlich, dann rollt er die Brustwarze zwischen Zunge und Zähnen.

»Zieh dich aus«, befiehlt er und liegt mit dem Gesicht zur Decke. Es raschelt, dann kauert sie neben ihm und knöpft sein Hemd auf. Dann ist auch er nackt. Mit der Hand spreizt er ihre

Beine, dann leckt er über den Spalt. Er teilt die Schamlippen und presst den Mund gegen den Kitzler. Hart, dann weich saugend, gräbt er seine Zungenspitze gegen den Punkt. Sie stöhnt, wirft sich gegen den Mund, krallt die Hände in sein Haar. Er strafft mit der Rechten die glitschigen Hälften über das Schambein, die Zunge bohrt hart gegen die steife Wölbung. Sie schreit auf, strömt in seinen Mund. Er leckt, schluckt. Er dreht sie, hebt ihre Beine, gleitet seitlich in sie. Der Schwanz kreist in der warmen, nassen Höhle. Tief pumpen seine Stöße. Das Mädchen flüstert, ihr Atem fliegt, Flecken wuchern auf ihrer Haut. Mit einem Schluchzen bricht er in sie. Ihre Beine pressen gegen seinen Nacken, ihre Leiber zucken, dann streicheln seine Hände, er küsst ihr Rückgrat entlang, die Pospalte, die zitternden Schenkel, die Kniekehlen. Ihre Stammelei mündet in Worten:

»Ich habe dich gefunden ... ich liebe dich ...«, sagt sie leise in seine Armbeuge. Er raucht, sieht zum Fenster hinaus. Die schräge Sonne legt einen schmalen goldfarbenen Rand auf die Dachkanten der Glockentürme des Domes.

»Du bist nicht da«, sagt sie und sieht ihn an. Dann sieht sie zu, wie er sich ankleidet. Sie weint. Er zieht sie zu sich, seine Augen sind sehr dunkel, die Falte gerade tief in die Stirne gegraben. Sie klammert die Hände um seinen Nacken. Behutsam löst er sich und geht aus dem Zimmer.

Er geht durch die Gasse. Das Mädchen ruft ihm nach, ohne den Kopf zu wenden verschwindet er am Platz. Später geht er durch den Park, zerpflückt gelbe Blüten zwischen den Fingern und starrt auf die fetten Goldfische in einem trüben Teich. Dann sitzt er in einer dunklen Bar neben dem Bahnhof, blättert in alten Journalen und wartet auf den Abend.

Er geht zum Bahnhof. Der warme Wind zerzt an seinem

Haar. Am Schalter kauft er eine Karte nach Sauerbrunn, dem Ort, wo er mit seinen Eltern wohnt. Er geht in das Bahnhofrestaurant, setzt sich an einen Tisch und sieht auf den Bahnhofplatz. Dann bestellt er ein Glas Wein. Er trinkt ein zweites, bezahlt und geht durch die Halle zum Bahnsteig. Er besteigt einen Waggon des Zuges, der kurz darauf die Station verlässt. Es ist 21 Uhr 55 Minuten. Um 22 Uhr 25 Minuten verlässt der Junge den Zug. Er ist der Einzige, der in der Station des Ortes aussteigt.

Er geht durch das Bahnhofsgebäude und verschwindet in der Dunkelheit. Er geht am kleinen Gedenkmal für die Gefallenen beider Weltkriege vorbei.

Karin hört einen Stein gegen ihr Fenster knallen. Sie öffnet einen Flügel und sieht im Licht der Straßenlaterne den Jungen auf der Straße stehen.

»Lässt du mich herein?« fragt er. Sie kennt den jungen Mann seit drei Wochen, manchmal schlafen sie miteinander. Sie zieht einen Schlafrock an und geht, um ihm zu öffnen.

»Was bringt dich so spät?« fragt sie und küsst ihn.

»Ich wollte mit dir reden, aber ich habe vergessen, worüber, ich wusste es genau, aber ... es ist mir entfallen«, sagt er. Sie lässt ihn eintreten und holt ein zweites Glas aus dem Wandschrank, dann schenkt sie aus einer Flasche Rotwein ein. Er steht neben dem Fenster, sieht auf die Straße und schweigt.

»Sehr gesprächig bis du ja nicht, gab es wieder Stunk mit deinem Vater, bis du deshalb deprimiert, komm', leg dich her ...«, sagt sie. Sie ist vierunddreißig. Sie verbringt ihren Urlaub in dem kleinen Ort und sie kennt auch den Vater des Jungen. Er macht ihr den Hof. Der Junge weiß das, manchmal spricht er mit ihr darüber. Er spricht auch darüber, wie schlecht er sich

mit seinem Vater versteht. Die Frau weiß, dass der Junge seinen Vater hasst. Nie aber spricht der Junge darüber, warum dies so ist.

Er lässt sich rückwärts auf das breite Bett fallen und legt seinen Kopf auf den Schoß der Frau. Ihre Hände liegen auf seiner Stirn. Sie streichelt darüber, versucht die scharfe Falte zwischen den Brauen zu glätten.

»Zieh dich aus, bleib hier«, sagt sie und schiebt den Schirm über die Lampe. Sie spürt, dass sich sein Gesicht langsam entspannt. »Ich bringe ihn um«, sagt er leise.

»Und dann sperrt man dich zehn Jahre ein.«

»Ich weiß. Aber von uns beiden ist einer zu viel.«

»Zieh dich an, wir gehen irgendwohin, ich möchte Leute sehen und trinken und lachen und mich unterhalten«, sagt er und richtet sich auf. Sie sieht auf sein Gesicht, während er spricht. In der Dunkelheit sieht sie nur, dass seine Lippen sich bewegen. Die Finger seiner rechten Hand klopfen unruhig gegen die Bettdecke. »Gut, ich ziehe mich an und komm' mit dir.« Sie zieht das Nachthemd über die Schultern. Er beugt sich vor und küsst ihre Brüste.

Sie stößt leicht seine Schultern zurück.

»Wenn du damit beginnst, werden wir nie fertig«, sagt sie und drückt seinen Kopf gegen ihre Brust. Er küsst langsam die Rundungen entlang, dann den vollen Haarbusch über der Spalte, dann nimmt er seine Zigaretten und geht wieder zum Fenster.

»Hast du Lust darauf?« fragt er sie.

»Ja, aber bitte nicht jetzt, Liebster, du brauchst nichts zu beweisen, ich liebe dich, auch wenn es dir egal ist, wenn ich so vieles älter bin ...«, sagt sie.

»Schläfst du mit mir?« Sie hält in der Bewegung inne, geht

zu ihm. Er legt seine Hände um ihre Wangen, ihr Gesicht liegt in der Schale seiner Hände.

»Ist er so zärtlich wie ich?« Seine Augen sind weit geöffnet. Sie sind starr.

»Nein. Ich weiß nicht, wie zärtlich er ist. Ich lasse mich von ihm nicht anfassen«, sagt sie.

»Fragt er denn ...?« sagt er höhnisch.

Sie schlüpft in den Strumpfbandgürtel, dann ins Höschen. Er sieht ihr zu, wie sie die Strümpfe hochzieht und an den Rändern festklemmt. Sein Gesicht ist ohne Ausdruck. Dann zündet er sich eine Zigarette an. Die Frau bürstet ihr Haar.

»Du bist nicht eifersüchtig ... dir geht es darum, ihn zu übertrumpfen; bei allem und jedem, was du tust, zählt nur der Vergleich mit ihm ... du vergiftest dein Leben ... selbst wenn du lachst, ziehst du dieselben zynischen Falten. Wie, Heinz, wie geht das weiter, sage es.«

Sie schaut durch den Spiegel zu ihm. Er gibt keine Antwort. »Der Hass kreist dich ein, du bist ungeduldig und aggressiv. Wie du mich das erste Mal geschlagen hast, waren Tränen hinter deinen Augen. Du schlägst ihn, immer ihn, wenn du dich prügelst. Was war heute Mittag? Ich weiß es schon. In diesem Tratschnest spricht sich alles sehr schnell herum. Dir geht es nicht um das Mädchen – er hat sie dir verboten – und du wirst sie dir nehmen, oder kommst von ihr. Hast du dich bestätigt, sie soll sehr hübsch sein, aber ganz geklappt dürfte es doch nicht haben, sonst wärest du jetzt nicht hier. Dein Vater hat dich gesucht, er war um sechs Uhr hier. Er sagte mir, ihr hättet gestern wieder eine eurer ›ernsten‹ Auseinandersetzungen gehabt. Willst du nicht darüber sprechen, du, steh nicht wie ein Stein da!« Sie rüttelt ihn am Arm, aber er schiebt sie weg.